

2. Deutschlandbilder und Lebenswelten von Geflüchteten

Im zweiten Teil der Analyse des Forschungsstands richte ich nun den Blick auf Beiträge, die an meine Arbeit aus unterschiedlichen Blickwinkeln anschlussfähig sind: Einmal, weil sie den Blick geflüchteter Menschen auf Deutschland abbilden oder aber, weil der methodische Zugang ein ähnlicher ist wie der meiner Arbeit. Die folgenden Ausführungen gliedern sich in drei Unterkapitel: Im ersten gehe ich auf künstlerische oder journalistische Arbeiten ein, in denen Geflüchtete ihren Blick auf Deutschland präsentieren. Im zweiten führe ich eine Analyse der wissenschaftlichen Arbeiten durch, die sich explizit mit Deutschlandbildern von Geflüchteten befassen. Im dritten Teil liegt wiederum der Fokus auf Arbeiten, die von der photovoice Methode Gebrauch machen, mit der geflüchtete oder migrierte Menschen ihre Lebenswelten bzw. -orte abbilden.

2.1 Deutschlandbilder Geflüchteter in Journalismus und Kunst

Deutschlandbilder von Geflüchteten wurden in den vergangenen Jahren vor allem im künstlerischen und journalistischen Bereich beachtet. So startete beispielsweise die Süddeutsche Zeitung im Jahr 2016 eine Kolumne (vgl. Eisenberger 2016), in der abwechselnd vier geflohene Journalist*innen über ihre *neue Heimat* schrieben. Im Vordergrund stand – wie auch in vorliegender Arbeit – die Frage, wie die Journalist*innen Deutschland sehen. Eine ähnliche Zielrichtung verfolgt auch ein Videobeitrag (Meyer/Pfannmöller 2021), der auf der Website von fluter. (einem Magazin der Bundeszentrale für Politische Bildung) veröffentlicht ist. Darin wird die Frage beleuchtet, wie Geflüchtete aus Syrien auf ihre neue Heimat Deutschland blicken.

Bei den genannten Beiträgen handelt es sich zwar nicht um wissenschaftliche Untersuchungen, dennoch finden sich darin ein paar Aspekte, die auch bei der Konzeption der vorliegenden Arbeit eine Rolle spielten, weshalb ich auf diese kurz eingehe.

Freie Themenwahl mit starkem Empowerment

Aus einer qualitativen Perspektive betrachtet ist schon allein das Format der genannten Projekte interessant, da eben nicht zu vorgegebenen (Eigenschafts-)Kategorien Stellung genommen wird, sondern die Journalist*innen bzw. die Befragten ihre eigene Themen und Schwerpunkte setzen (können). Dabei birgt insbesondere die SZ-Reihe ein starkes Moment des Empowerments, da eben nicht »deutsche« Journalist*innen »über« Geflüchtete schreiben, sondern diese die Artikel selbst verfassen.

Zum Teil folgt die eingangs erwähnte freie Themenwahl aber auch gewissen Vorgaben: So endet die eingangs genannte SZ Kolumne nach drei Jahren und zwei Monaten und wird dann mit anderem Fokus fortgeführt (Eisenberger 2019). Von da ab beleuchten die Journalist*innen in ihren Artikeln, wie sie sich im Laufe ihres Lebens in Deutschland verändert haben und was sie nunmehr an sich als *typisch deutsch* bezeichnen würden. Hinzu kommt, dass es sich bei den Beiträgen um journalistisch aufbereitetes Material handelt, bei dem die Adressierung der Leser*innenschaft vermutlich eine nicht unerhebliche Rolle spielt, was wohl auch bei der Themenauswahl relevant werden dürfte. Hier zeigt sich ein Unterschied zu meiner Arbeit, da für die Teilnehmenden an meiner Studie die spätere Leser*innenschaft sicherlich weniger ausschlaggebend für die Wahl der Motive und Themen war. Andererseits gilt zu berücksichtigen, dass eine Themenwahl wohl nie »frei« von äußeren Umständen erfolgt: Schließlich fotografierten die Teilnehmenden an meiner Studie gewissermaßen in »meinem Auftrag« und damit auch »für mich«. Hätten sie für ihre Freunde, ihre Familie oder für sich fotografiert, wären vielleicht andere Motive in den Fokus gerückt. Diesen Umstand gilt es im Zuge der Auswertungen zu reflektieren, zumindest sofern er erkennbar zum Tragen kommt.

Breites Themenspektrum, das einen längeren Zeitraum abdeckt

Die Artikel der SZ-Kolumne zeichnen sich durch eine auffallend große inhaltliche Breite aus. Darin werden alltägliche (z.B. Zeitplanung oder Mobilität) wie besondere Phänomene (z.B. Advent, Hochzeit) behandelt, aber auch Traditionen, Rituale oder tieferliegende Werte (z.B. bezogen auf Erziehung, Einladungen, Nachbarschaft, Anbahnung von Liebesbeziehungen). Es wird auf Kulinarisches ebenso eingegangen wie auf (traditionelle) Musik, Fußball, Tattoos, Demonstrationen oder Wahlen. Dabei spielt immer auch die Frage nach Teilhabe und Integration (der Verfasser*innen) eine Rolle. Zur skizzierten inhaltlichen Breite trägt gerade bei der SZ Kolumne auch die Tatsache bei, dass die Journalist*innen seit vielen Jahren diese Kolumne schreiben, wodurch auch der Nachvollzug von Veränderungen – nicht zuletzt der Journalist*innen selbst – möglich wird. Daran zeigt sich auch das große Potential von Projekten, die sich über einen längeren Zeitraum erstrecken. Vorliegende Studie kann diesen durchaus beeindruckenden Längsschnitt nur im Kleinen liefern. Dafür kann ich aber den in Vielerlei Hinsicht reichhaltigen Fundus an Beiträgen bei der Datenanalyse als Vergleichshorizont heranziehen.

2.2 Analyse der wissenschaftlichen Untersuchungen zu Deutschlandbildern von Geflüchteten

Über diese journalistischen und/oder künstlerischen Projekte hinaus, gibt es aber auch wissenschaftliche Untersuchungen zu Deutschlandbildern im Kontext Flucht (Eberspach 2017; Emmer/Richter/Kunst 2016; Götz/Baxter/Pütz 2016; Lemme 2020). Die Untersuchungen erweisen sich in vielerlei Hinsicht als vielfältig, sowohl was den Forschungsfokus als auch die Herangehensweise und die theoretische Fundierung angeht. Im Folgenden werden diese Studien näher beleuchtet, wobei ich die Ausführungen nach Inhalten, Zielgruppe und Methoden sowie der theoretischen Fundierung gliedere.

2.2.1 Inhalte

Was die Fragestellungen angeht, denen die Untersuchungen nachgehen, zeigt sich, dass Deutschlandbilder nur in der Studie von Kirsten Eberspach (2017) explizit im Fokus stehen, ansonsten werden diese zusammen mit anderen Phänomenen behandelt. Bei der Erfassung der Deutschlandbilder werden oft die Vorstellungen und Erwartungen adressiert, die die Teilnehmenden von Deutschland hatten, *bevor* sie geflohen sind, als sie also noch in ihrem Heimatland waren. Eberspach (2017) erschließt das Bild, indem sie nach den Gründen fragt, warum die Geflüchteten nach Deutschland gekommen sind, und danach, welches Image sie noch im Herkunftsland hatten. Martin Emmer und Kolleg*innen (2016) erfassen das Deutschlandbild mithilfe vorgegebener Kategorien, die vor allem Wissen (und ›Nicht-Wissen‹) über Deutschland abfragen, wobei die Items vor allem mögliche *Pull-Faktoren* abbilden (z. B. Familiennachzug, kostenlose Sozialleistungen oder eigenes Haus für alle Flüchtlinge) (ebd.: 33). Deutschlandbilder scheinen hier also vor allem unter dem Gesichtspunkt zu interessieren, wieso Deutschland und nicht andere Länder als Fluchtziel erkoren werden. Davon ausgehend bzw. damit einhergehend befassen sich die genannten Studien mit der Frage, wie diese Bilder zustande kommen bzw. wie sie sich verändern: Ähnlich wie schon bei der Erfassung der Deutschlandbilder selbst, ist die Ermittlung möglicher Faktoren bei Eberspach (2017) offener angelegt, während Emmer und Kolleginnen (2016) sich auf die Rolle der Mediennutzung konzentrieren. Diese unterschiedlichen Zugangsweisen resultieren dabei aus jeweils anderen Zielsetzungen. Eberspach (2017) will mit der Herausarbeitung der Fluchtmotive und Vorstellungen von Deutschland dazu beitragen, dass spezifische Bedürfnisse besser erkannt werden können, um die Menschen »somit für die neue Gesellschaft gewinnen zu können« (ebd.: 144), sie hat also die Integration im Blick. Emmer und Kolleginnen (2016) scheinen sich eher mit der Frage zu beschäftigen, ob und wie Kommunikation und Informationsvermittlung Fluchtentscheidungen beeinflussen, zumindest lässt dies folgende Aussage vermuten: »Mehr Einfluss kann Kommunikation vermutlich bei Menschen ausüben, die nicht vor Kriegen oder kriegsähnlichen Zuständen fliehen, sondern überwiegend vor Perspektivlosigkeit oder politischer Instabilität« (Emmer/Richter/Kunst 2016: 53).

Neben den vor der Flucht bestehenden Deutschlandbildern untersuchen die Studien zum Teil auch *aktuelle* Deutschlandbilder, also die Bilder, die die Menschen haben,

wenn sie bereits eine geraume Zeit¹ in Deutschland leben (Eberspach 2017; Götz/Baxter/Pütz 2016: 42; SVR Sachverständigenrat für Integration und Migration 2018). Die Erfassung der Deutschlandbilder erfolgt entweder, indem nach konkreten Erfahrungen gefragt wird (Eberspach 2017), oder in Form eines angeleiteten Abgleichs zum jeweiligen Herkunftsland: So sollen die an der Studie von Götz und Kolleginnen (2016) Teilnehmenden fünf Dinge nennen, die in Deutschland anders seien als in ihrem Herkunftsland (»in dem Land, wo Du herkommst«). In der Befragung zum Integrationsbarometer des Sachverständigenrats für Integration und Migration werden bereits Bereiche vorgegeben (gesetzliche Gleichbehandlung, religiöse und kulturelle Minderheiten, Gleichberechtigung, Homosexualität, Familie vs. Individuum, ältere Menschen), zu denen zunächst gefragt wird, wie wichtig diese den Menschen im Herkunftsland seien und dann, wie wichtig diese den Menschen in Deutschland seien. Wenn die Teilnehmenden Unterschiede wahrnehmen, dann wird ihnen eine weitere Frage zur Anpassung angestellt: »Wie leicht oder schwer fällt es Ihnen, sich auf diese Unterschiede einzustellen?« (SVR Sachverständigenrat für Integration und Migration 2018: 57–61).

Meine Arbeit unterscheidet sich nun insofern von diesen Untersuchungen, als weder mögliche Unterschiede noch die Vergleichsdimension vorgegeben werden, was den Befragten die Möglichkeit eröffnet, die Themen und Vergleichsdimensionen zu wählen, die ihnen persönlich wichtig erscheinen.

2.2.2 Zielgruppe und Methoden

In den meisten Untersuchungen werden ausschließlich Geflüchtete nach ihrem Bild von Deutschland befragt, wobei es sich überwiegend um erwachsene Teilnehmende handelt (Götz/Baxter/Pütz 2016). Einen anderen Zugang zu Bildern im Kontext von Flucht wählt Lemme (2020) in seiner Untersuchung, in der er sich mit den Selbst- und Fremdbildern befasst, die bei der deutschen Berichterstattung über das Thema Flucht entworfen werden. Nachgezeichnet wird also nicht die Sichtweise auf Deutschland, sondern die deutsche (mediale) Sicht auf das Thema Flucht. Die methodologische Ausrichtung der Arbeiten ist überwiegend qualitativ, es werden Interviews mit offenen Fragen (Götz/Baxter/Pütz 2016: 43) oder auch narrativen Elementen (Eberspach 2017) durchgeführt. Darüber hinaus kommen auch visuell basierte Methoden wie Fotos (Lemme 2020) und (selbst angefertigte) Zeichnungen (Götz/Baxter/Pütz 2016: 43) zum Einsatz. Die Auswertungsmethoden, auch wenn sie nicht in allen Beiträgen transparent gemacht werden, erstrecken sich von interpretativen Verfahren wie der Biographieforschung (Eberspach 2017: 43) hin zu bildsemiotischen Analysen, die sich an der qualitativen Inhaltsanalyse (Lemme 2020) orientieren. Quantitative Annäherungen an das Deutschlandbild von Geflüchteten finden sich wiederum bei Emmer und Kolleginnen (2016) sowie beim Integrationsbarometer (SVR Sachverständigenrat für Integration und Migration 2018).

1 Die genaue Aufenthaltsdauer der Befragten variiert zwischen und auch innerhalb der Studien: Die Personen, die an der Studie von Eberspach teilnehmen, sind seit ungefähr zwei Jahren in Deutschland, während die Kinder und Jugendlichen, die von Götz und Kolleginnen befragt werden, seit wenigen Monaten bis hin zu eineinhalb Jahren in Deutschland leben.

2.2.3 Theoretische Fundierungen

Auffallend an den genannten Arbeiten ist die nur vereinzelt vorgenommene theoretische Fundierung des Bildbegriffs. So behandelt letztlich nur Eberspach (2017) den Bildbegriff näher. Das mag sich auch damit begründen, dass sie – anders als die anderen Autor*innen – gezielt Deutschlandbilder untersucht und dass zudem die anderen Publikationen² nicht alle vergleichbar wissenschaftlich ausgerichtet sind. Gleichzeitig scheint sich darin aber auch ein später noch thematisiertes Phänomen widerzuspiegeln (vgl. S. 255), nämlich, dass es nicht als nötig erachtet wird, einen Begriff – wie hier den Bildbegriff – zu definieren. Was nun die im Einzelfall gelieferten Definitionen des Bildbegriffs angeht, zeigt sich, dass Eberspach – vermutlich aufgrund der politikwissenschaftlichen Ausrichtung der Arbeit – einen Bildbegriff wählt, der die massenmediale Vermittlung von Bildern in den Vordergrund stellt. Sebastian Lemme (2020) setzt sich wiederum in seiner Arbeit sehr differenziert mit der Frage auseinander, was ein visuelles Bild ist, da Fotos die methodische Basis seiner Arbeit bilden. Da er aber darüber hinaus Selbst- und Fremdbilder in der Berichterstattung über Flucht (u.a.) herausarbeitet, stellt sich die Frage, wieso zwar eine theoretische Auseinandersetzung mit materialisierten, nicht aber mit imaginären Bildern erfolgt, auch wenn das implizite Verständnis in den theoretischen Abhandlungen mitschwingt: Ausgehend von postkolonialen und Critical Whiteness Studien sowie rassismuskritischen Ansätzen geht Lemme auf Stereotypisierungen ein, die er in Anlehnung an Stuart Hall als reduzierend, essentialisierend, Differenz fixierend und grenzziehend definiert (Lemme 2020: 21).

2.3 Der Einsatz von Bildmethoden zur Erfassung von Lebenswelten geflüchteter oder migrierter Menschen

Neben den Untersuchungen zu Deutschlandbildern von Geflüchteten sind für vorliegende Arbeit auch Studien von Interesse, die die *photovoice* Methode sowie Fotointerviews im Kontext des Ankommens geflüchteter Menschen einsetzen: Marilena von Köppen, Kristina Schmidt und Sabine Tiefenthaler (2020: 25) untersuchen beispielsweise, wie sich die Lebenswelt von unbegleiteten minderjährigen Mädchen und jungen Frauen in Österreich gestaltet. Und Nora Friederike Hoffmann (2021, 2022) geht der Frage nach, wie sich Menschen nach einer internationalen Migrationserfahrung neue Lebensorte erschließen (2022: 8). Beide Studien weisen einerseits Parallelen zu meiner Arbeit auf, unterscheiden sich andererseits aber auch in zentralen Punkten von dieser. So adressiere ich mit meiner Frage danach, wie die Teilnehmenden Deutschland sehen, letztlich deren Lebenswelt (da ja alle Teilnehmenden in Deutschland leben). Dabei ist anzunehmen, dass gerade bei den geflüchteten Teilnehmenden auch die Frage nach dem Ankommen und

2 So erscheint beispielsweise der Beitrag von Götz und Kolleginnen in der Zeitschrift *TelevIZion*, die sich als »Forum von Berichten, Analysen und Tendenzen praktischer und wissenschaftlicher Arbeiten rund um das Thema Kinder- und Jugendfernsehen« versteht (Internationales Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen o.J.).

damit verbunden die Erschließung des neuen Lebensorts³ eine Rolle spielen. Allerdings unterscheiden sich insbesondere die Perspektiven bzw. Blickwinkel: Während die Studien von Hoffmann (2021) sowie Köppen und Kolleginnen (2021) gleichsam ohne »zusätzliche Brille« nach dem Lebensort bzw. der Lebenswelt fragen, fokussiert meine Fragestellung die Aspekte der Lebenswelt, die die Teilnehmenden mit Deutschland in Verbindung bringen. Dennoch scheint der von Hoffmann (2021) gewählte Begriff des Lebensorts für meine Untersuchung nicht uninteressant, weil er verdeutlicht, dass es sich nicht um irgend einen Ort handelt, sondern um den Ort, an dem die Teilnehmenden leben. In welchen Abgrenzungen dieser Ort gedacht wird kann entweder – wie bei Hoffmann der Fall – den Teilnehmenden überlassen werden, oder – wie in meiner Untersuchung – vorgegeben werden. Ich entscheide mich für die Bezugsgröße *Staat*, weil dieser die Lebensrealität der Teilnehmenden nicht unerheblich prägt, auch wenn ich sie selbst entscheiden lasse, was sie darunter verstehen. Alternativ könnte auch die Vorgabe kleinerer (z.B. Bayern oder die Stadt, in der die Teilnehmenden leben) oder größerer (z.B. Europa) Rahmungen interessant sein, wobei relationale Perspektivierungen weiterführende Erkenntnisse liefern könnten, also beispielsweise: Unterscheiden sich die Bilder, die die Menschen von dem Lebensort *Bundesland* haben von denen, die sie von *Deutschland* haben? Ob der Begriff des Lebensorts auf die von mir erfassten Bilder anwendbar ist, d.h. ob in den Deutschlandbildern der Teilnehmenden eine Lebensort-Perspektive zum Tragen kommt und woran sich diese festmachen lässt, wird sich im Zuge der Auswertungen zeigen. Möglicherweise bietet der Begriff des Lebensorts aber eine gute Alternative zu dem des Nationenbilds, da er Raum lässt, für individuelle Ausgestaltung und zudem die mit dem Begriff des Nationenbilds einhergehenden Probleme (vgl. S. 46) umgangen werden können.

Abgesehen von diesen grundsätzlichen Überlegungen rund um den Begriff des Lebensorts lassen sich noch weitere Unterschiede zu meiner Arbeit aufzeigen. Anders als Hoffmann (2021), die dezidiert nach Ankommensprozessen fragt, lasse ich die Befragten selbst entscheiden, welche Prozesse und Phänomene sie an ihrem (neuen) Lebensort als bedeutsam erleben und mit diesem verbinden. Außerdem sei auf die verschiedenen Zielgruppen verwiesen: Köppen und Kolleginnen befragen nur geflüchtete Frauen, die zudem nicht in Deutschland, sondern in Österreich leben. An Hoffmanns Untersuchung nehmen wiederum nicht nur geflüchtete Menschen, sondern allgemein Menschen mit Migrationserfahrung teil. Damit hat meine Untersuchung einerseits einen engeren, andererseits aber auch einen weiteren Fokus: Ich befrage Menschen mit *Fluchterfahrung* und damit mit einer speziellen Form der Migrationserfahrung, nehme aber keine Geschlechtereinschränkung vor und beziehe darüber hinaus auch Menschen ein, die in Deutschland geboren sind.

3 Hoffmann-Riem (2021: 6) liefert keine Definition des Lebensortbegriffs, sondern führt verschiedene empirische Studien an, die ihr zufolge das Ankommen an neuen Lebensorten untersuchen: Diese reichen von kulturwissenschaftlichen Beiträgen zu Heimat und Beheimatung über Stadt- und Topographieforschung bis hin zur Untersuchung von Ausgrenzungsprozessen. Die Studien verwenden den Begriff des Lebensorts nicht, es handelt sich hier also um einen theoretisch noch zu konkretisierenden Begriff, der aber vielfältige Anknüpfungsmöglichkeiten verspricht.